

Orangeriekultur im Salzburger Benediktinerstift St. Peter – ein Sonderfall?

Von Georg Schrott

Der Ausgangspunkt der Untersuchung

Die frühneuzeitliche Orangeriekultur ist ein reizvolles Thema. Wie bei vielen anderen kulturgeschichtlichen Projekten sind zwar auch hier staubige Archivalien zu wälzen und alte Pläne zu studieren, doch dabei hat der Historiker immer wieder Assoziationen von schmackhaften Südfrüchten, duftenden Zitrusblüten und sonnendurchfluteten Urlaubserinnerungen. Orangerien als „Süden im Norden“¹ verbinden uns in unserer Phantasie mit Sehnsuchtsorten und Momenten des Genusses, und die Beschäftigung mit ihnen wird nicht selten zum Quell der Freude.

So sind sie zu einem beliebten Untersuchungsthema geworden, das beispielsweise der rührige „Arbeitskreis Orangerien in Deutschland e. V.“² einer regen und kontinuierlichen Forschung unterzieht.

Ein ziemliches Schattendasein in diesem Forschungsbetrieb spielen allerdings bisher die klösterlichen Orangerien. Im Vergleich zu denen der Fürstenschlösser wirken sie meist wenig „konkurrenzfähig“ und werden wohl deswegen kaum beachtet. Aus der Perspektive einer kulturgeschichtlich akzentuierten Ordensgeschichte ist ihre Marginalisierung aber kaum vertretbar. So wird auch diese Arbeit nicht zuletzt in der Hoffnung unterbreitet, zu ähnlichen Studien in anderen Stiften anzuregen.



Abbildung 1: Fotografie des Aighhofs in Salzburg um 1900 (Bildausschnitt) – das vordere Gebäude ist die Orangerie

Nicht selten sind es historische Ansichten, die bei der Spurensuche erste Hinweise geben. Archivalische Recherchen liefern dann oft weiteres Quellenmaterial. So war es auch bei den sanktpetrischen Glashäusern, die es nun vorzustellen gilt: Ausgangspunkt war eine Fotografie des Aighlhofs um 1900, die ein Glashaus zeigt³ (Abb. 1), einen Bau von der Höhe eines zweistöckigen Hauses, der durch seine Dimensionen und sein anachronistisches Erscheinungsbild aus dem Ensemble heraussticht. Denn für die Betriebsweise im damaligen Gartenbau scheint er wenig geeignet, da man so hohe kälteempfindliche Pflanzen nicht wirtschaftlich nutzte. Doch durch ältere Quellen ließ sich bestätigen, dass es sich um ein Relikt aus früheren Jahrhunderten handelt und aus der Orangeriekultur im Stift Sankt Peter hervorgegangen ist. Und so kann hier zu diesem Thema eine kleine Studie unterbreitet werden.

Pomeranze und Zitrone in der Bibliothek von Sankt Peter

Durchschreitet man die Zellenbibliothek der Erzabtei Sankt Peter,⁴ so erblickt man im mittleren der sieben Räume, der den Schriften historischen Inhalts vorbehalten ist, an den Regalwänden links und rechts des Fensters die Bilder zweier Topfpflanzen. In zeittypischen gleichartigen Keramikgefäßen⁵ steht links eine Pomeranze (Abb. 2), rechts eine Zitrone (Abb. 3). Nach Art der Zitrusbäume tragen sie zugleich Blüten und Früchte. Aufgrund der stilisierten, flächigen Präsentation ihrer Baumkronen sind sie nicht als reale Pflanzenindividuen,⁶ sondern als Typen anzusehen. Vermutlich wurden sie nach derselben Entwurfskizze variierend auf die Wand gebracht, der eine Baum allerdings spiegelverkehrt. Auf dem Pflanzgefäß und einem Zweig der Pomeranze unterstreichen zwei Papageien die Exotik des Motivs. Ihnen ist bei der Zitrone ein Eichelhäher gegenübergestellt. Einem verbreiteten Kompositionsschema folgend,⁷ stehen die Töpfe vor einem weiten Hintergrund auf Sockeln. Diese zeigen in Medaillons zwei Kirchenhistoriker und deren Namen: Die Pomeranze ist Kardinal Cesare Baronio (1538–1607) zugeordnet, die Zitrone dessen Kritiker Antoine Pagi (1624–1699). Gemalt wurden die Darstellungen während des Abbatats von Beda Seeauer (reg. 1753–1785), und zwar 1769 vom Stiftsmaler Franz Xaver König (ca. 1711–1782), der auch für die Klosterkirche zahlreiche Bildwerke schuf.⁸

Die Wertschätzung für Orangeriekultur in Sankt Peter in dieser Zeit ist übrigens auch am Buchbestand der Bibliothek abzulesen. Dort ist noch heute Volkamers „Continuation der Nürnbergischen Hesperidum“⁹ zu finden, ursprünglich war aber auch der erste Band¹⁰ vorhanden¹¹. Damit verfügte das Kloster über *den* deutschsprachigen Klassiker der Zitrusliteratur. 1731 erschien Antoine Joseph Dézallier D’Argenvilles richtungweisende „*Théorie et pratique du jardinage*“ in deutscher Sprache¹². Die Übersetzung stammt von dem Salzburger Hofgarteninspektor Franz Anton Danreitter. Auch daraus konnte man in Sankt Peter Inspirationen beziehen, denn noch im selben Jahr wurde auch diese Schrift für die Stiftsbibliothek angeschafft.¹³



Abbildung 2: Darstellung eines Pomeranzenbäumchens in der Zellenbibliothek Sankt Peter

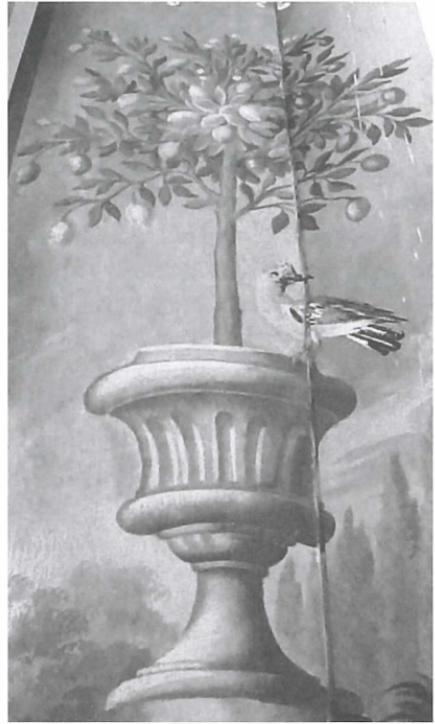


Abbildung 3: Sein Pendant: ein Zitronenbäumchen

Interesse verdienen die in der Bibliothek gemalten Orangeriebäumchen in motivgeschichtlicher Hinsicht. Pomeranzen¹⁴ (*Citrus x aurantium*) kennt man heutzutage in Mitteleuropa kaum noch, außer aus englischen Marmeladen. Ihre Früchte schmecken sauer und bitter, anders als die der Orangen (*Citrus x sinensis*, damals auch als „süße Pomeranzen“ bezeichnet und von Linné derselben Spezies zugerechnet). Die Pomeranze wurde um 1000 nach Europa eingeführt, die Apfelsine ab Mitte des 16. Jahrhunderts; letztere baute man aber erst ab ca. 1780 in Spanien als Tafelobst an.¹⁵ Als „mala aurea“ und „Goldene Früchte der Hesperiden“ spielten die Pomeranzen eine wichtige Rolle in der symbolischen Repräsentation der Fürstenhöfe.¹⁶ Der Herrscher, der in seinen Orangerien, also mit sichtbarem architektonischem, technischem und ökonomischem Aufwand, solche wertvollen Pflanzen hielt, demonstrierte damit finanzielle Potenz und die Fähigkeit, die Naturgesetze – sprich: Schnee und Frost – zu besiegen. Auch war der Fürst imstande, Zitruspflanzen aus fernen Gegenden gegen alle Widrigkeiten in sein Reich zu überführen. Eine wichtige Identifikationsfigur war für die vor-modernen Potentaten außerdem Herakles/Herkules. Die goldenen Früchte, die er dem Mythos zufolge aus dem Hesperidengarten geraubt hatte, wurden mit Pomeranzen gleichgesetzt. H.-E. Paulus spricht gar von einer „jeder Orangerie immanente[n] Apotheose“¹⁷: Durch ihre Eigenschaften als Immergrüne und das gleichzeitige Auftreten von Blüten und Früchten am selben Baum schienen aus

mitteleuropäischer Sicht die Jahreszeiten außer Kraft gesetzt und eine immerwährende Fruchtbarkeit gegeben – ein elysischer Zustand! „*So ist die Orangerie der Ort, wo die Götter wohnen ... An die Stelle von Herkules tritt im 17./18. Jahrhundert aber nun ganz individuell der jeweilige Herr des Orangeriegartens ... Herr eines Orangeriegartens zu sein, hieß die eigene göttliche Dimension zu veranschaulichen.*“¹⁸

Es liegt auf der Hand, dass solche Vorstellungen nicht 1:1 in der Sphäre geistlicher Herrschaft übernommen werden konnten.¹⁹ Hier nahmen Zitrusfrüchte eine weniger prominente Stellung als Symbolträger ein. Man bevorzugte stattdessen als zeichenhafte Pflanzen aus dem Orangeriesortiment jene, die als Lese Früchte vertraut waren: die „Bibelpflanzen“²⁰ sowie Gewächse aus dem paganen antiken Bildungsgut. Als Motiv beliebt waren beispielsweise Granatäpfel mit ihrer komplexen Symbolik.²¹ Man findet sie im Stuck und in Stuhlwangen von Kirchen, in wandfest gemalten Emblemen wie in der Tafelmalerei und auch in Buchtiteln. Beispiele aus Sankt Peter fügen sich nahtlos in diesen motivgeschichtlichen Strang ein: Die Tür zum einstigen Rekreationszimmer des ehemaligen Noviziats (heute in der neuen Bibliothek) ist u. a. mit einem Emblem bemalt (das allerdings nicht mehr den Originalzustand zeigt). Ein Engel hält darauf dem Betrachter zwei Hälften eines Granatapfels entgegen. Das Lemma lautet: „*SINCERE AMANDO*“ („In reinem Lieben“), die klangspielreiche Subscriptio: „*Sit cunctis perspectus amor, sit pectus apertum, | Suspectus merito nam secus esset amor.*“ („Die Liebe sei allen augenscheinlich, die Brust unverschlossen, denn sonst wäre die Liebe verdächtig in ihrem Wert.“) Zusammen mit dem darunter befindlichen, zur Keuschheit mahnenden Lilien-Emblem forderte das Motiv also die künftigen Mönche auf, sich um eine reine geistliche Liebe zu bemühen.²² Im Übergangsbereich zwischen geistlicher und weltlicher Bedeutung ist ein Granatapfelemblem in der „philosophischen Zelle“ der alten Bibliothek zu sehen. Das Lemma „*Vulneribus profundit opes*“ („Aus den Wunden verströmt es/er Reichtum“) steht ebenso für das Buch, das seine Schätze nur im geöffneten Zustand preisgibt, wie für den durch den Lanzenstoß geöffneten Leib des gekreuzigten Christus und seine Heilsbedeutung.²³

Dagegen sind Zitrusfrüchte in geistlichen Kontexten nicht allzu häufig als Symbole verwendet worden.²⁴ Ob dies in bewusster Abgrenzung zur höfischen Sphäre geschah oder mangels biblischer Quellen und „spiritueller Vertrautheit“, sei dahingestellt. Die Darstellungen der beiden Zitrusbäume in der sanktpeterischen Bibliothek weisen jedenfalls keine erkennbare religiöse Symbolik auf. Nur der Kontext, die ihnen zugeordneten Kirchenhistoriker Baronio und Pagi, deutet in diese Richtung. Es ist nicht bekannt, ob die beiden Gelehrten symbolisch fest mit einer der Pflanzen in Verbindung zu bringen sind. Hahn deutet die Bäumchen als Attribute der Weisen, ausgehend vom emblematischen Werk des Jesuiten Jacob Bosch, in dem mehrfach solche Orangeriepflanzen zu finden sind.²⁵ Wichtig für die Deutung ist der Umstand, dass es sich um Immergrüne handelt, explizit sichtbar außerdem das Miteinander von Frucht und Blüte in ein und derselben Baumkrone²⁶ – ein Motiv nicht nur der Fruchtbarkeit und der

Ästhetik, sondern auch der Überwindung der Jahreszeiten zu einer zeitlosen, paradiesisch anmutenden Gegenwärtigkeit umfassenden ästhetischen Genusses. Die beiden Orangeriepflanzen dürften also als Zeichen geistiger und wissenschaftlicher Fruchtbarkeit, Wohlgefälligkeit und auch Unsterblichkeit anzusehen sein.

Als Inspirationsquelle und Vorlage müssen nicht allein emblematische Kupferstiche gedient haben. Vielmehr waren gerade in der Umgebung von Salzburg auch zahlreiche lebendige Zitruspflanzen als Vorlagen greifbar, beispielsweise in Hellbrunn oder den Orangerieparterres des Mirabellgartens.²⁷ Doch auch im Besitz des Stifts dürfte es damals Zitrusbäumchen gegeben haben – allerdings nicht auf dem Klostersgelände unter dem Mönchsberg, sondern außerhalb: im Glashaus des Landsitzes Petersbrunn.

Die Orangerie in Petersbrunn

1635 erwarb Abt Albert III. Keuslin (reg. 1626–1657) das „Welsperg'sche Palatium“,²⁸ ein Sommerschlösschen im Nonntal. Von Anfang an sind besonders repräsentative Gestaltungselemente der Anlage belegt. Schon der Vorbesitzer, Bischof Wilhelm Graf Welsperg von Brixen, wird als „*Urheber der künstlichen Brunnenwerke daselbst im Geschmacke Hellbrunns*“ genannt.²⁹ Nach der Übernahme durch Sankt Peter blieb die Anlage mit ihrer raffinierten Wasserkunst weiterhin auf repräsentative Vorzeigbarkeit ausgerichtet,³⁰ bis sie 1710 wegen zu hoher Unterhaltskosten zu einer Meierei „degradiert“ wurde.³¹

Dennoch stand in Petersbrunn ein Glashaus, das für das Jahr 1737 sicher nachgewiesen ist. Allerdings sind die vorliegenden Darstellungen widersprüchlich, so dass kein sicheres Bild über Zustand und Baugeschichte gewonnen werden kann.

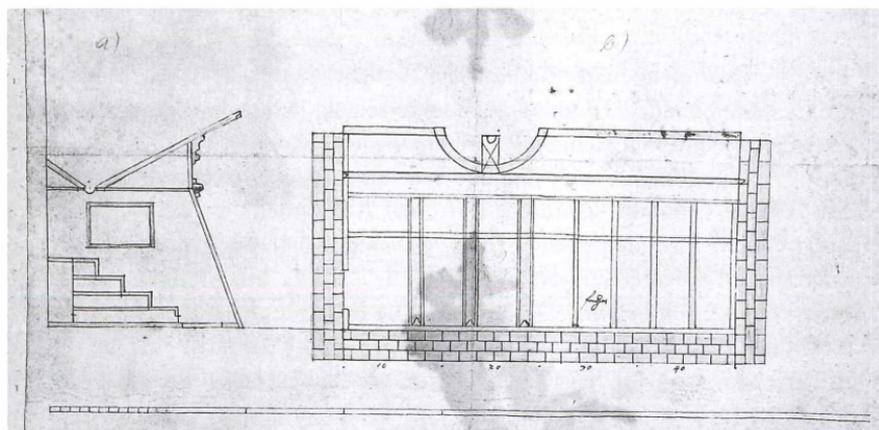


Abbildung 4: Schnitt und Frontansicht des Petersbrunner Glashauses im Jahr 1737

Ob ein auf 1737 datierter Plan einen Neubau abbildet (und damit eventuell den Beginn der sanktpetrischen Orangeriekultur überhaupt dokumentiert) oder

aus unbekanntem Anlass den damaligen Bauzustand wiedergibt, war nicht zu klären. Gezeigt sind ein Schnitt und eine Frontansicht³² (Abb. 4). Es handelt sich um eine relativ schlichte Schwanenhals-Orangerie, so genannt wegen des über der Fensterfront und unter einem Pultdach vorschwingenden Sonnenfangs, der dem Gebäude im Profil seine charakteristische Form verlieh. Die Maßstab-Angaben auf dem Plan sind diffus, doch scheint sich die Verglasung über eine Breite von 40 Schuh, also etwa 13 Metern erstreckt zu haben. Die Front weist keine Tür zum Ein- und Auslagern von Pflanzen auf, diese muss sich also an der Schmalseite des Gebäudes befunden haben. Merkwürdig wirkt die untypische, nach innen geknickte Dachform. Unklar ist, was mit der bogenförmigen Struktur im Sonnenfang gemeint sein soll. Das Gebäude war rückwärtig an eine hohe Mauer angelehnt.

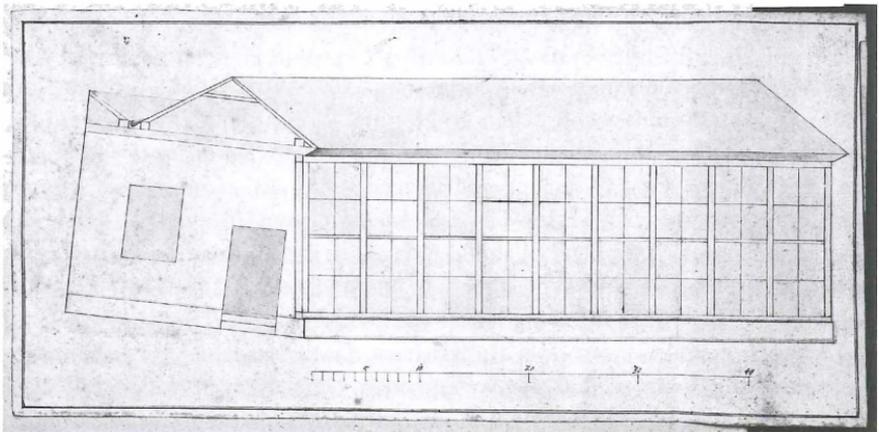


Abbildung 5: Ansicht des Petersbrunner Glashauses in veränderter Form (Umbau oder Umbau-Entwurf?)

Eine weitere, nicht näher bezeichnete Ansicht³³ (Abb. 5) scheint angesichts des markanten Sheddaches denselben Bau zu zeigen, jedoch in veränderter Form. Er weist nun statt Pultdach und Sonnenfang ein Satteldach auf. Auch ist die Front um einige Schuh breiter und alle Fensterachsen weisen dieselbe Breite auf. Wohl dasselbe Glashaus, allerdings mit einer Achse mehr, ist präziser auch auf einem weiteren Plan dargestellt³⁴ (Abb. 6). Details wie die geohrten Tür- und Fensterrahmen geben einen konkreteren Eindruck. Der Innenraum wurde offenbar mit einem Ofen beheizt. Dafür wurde die Rückwand zum Nachbargebäude durchgebrochen und eine Nische mit bogenförmigem Grundriss eingebaut (oder wäre eingebaut worden). Der Ofen konnte von außen, also vom rückwärtigen Gebäude her bedient werden.³⁵ Über dieses Gebäude ragt das Glashaus am oberen (wohl östlichen Ende) um etwa zwei Meter aus – also etwa um die Strecke, um die es breiter ist als jenes von 1737. Handelt es sich also um ein Umbau- und Erweiterungsprojekt? Wurde es realisiert oder blieb es bei Planungen? Dies war bisher nicht zu ermitteln.

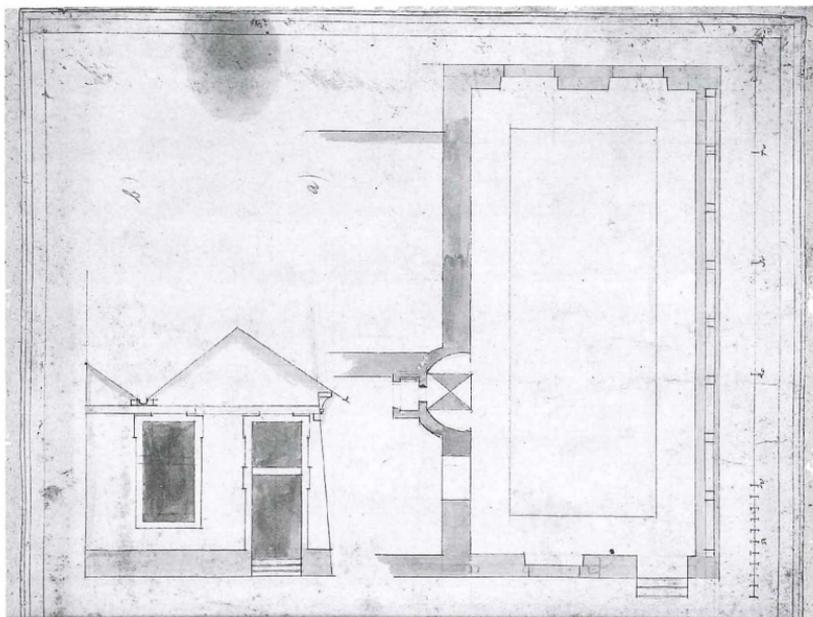


Abbildung 6: Grundriss und Westansicht des umgebauten Petersbrunner Glashauses

Gar nicht zuzuordnen ist schließlich ein im sanktpetrinischen Archiv dazwischen eingereihter Plan, der einen deutlich komplexeren Entwurf zeigt³⁶ (Abb. 7). Die drei Darstellungen sind nicht ganz widerspruchsfrei: In der Frontansicht ist das Dach höher als in der Seitenansicht. Diese erinnert in der Wandgestaltung an die beiden vorher vorgestellten Pläne, doch handelt es sich nicht um die West-, sondern um die Ostseite des Hauses. Vor allem aber ist der Bau wesentlich größer dimensioniert: mit etwa 84 Schuh (ca. 28 m) ist er mehr als doppelt so breit wie der nachgewiesene Bau von 1737. Nicht nur die Größe, sondern vor allem das Prisma eines Mittelrisaliten machen die Zeichnung zum repräsentativsten Orangerie-Entwurf der sanktpetrinischen Plansammlung. Die Raumgliederung im Inneren legt nahe, dass hier eine Orientierung an komplexeren höfischen Bauten erfolgt war. Nicht ein durchgehender Raum, sondern drei – einer im Risalit, zwei symmetrisch zueinander in der Rücklage – bilden eine Gruppierung, die ein verbreitetes Grundmuster aufgreift. Der mittlere, architektonisch betonte Raum diente in diesem Bauschema sommers auch als Garten- und Festsaal, in dem fürstliche Lustbarkeiten stattfinden konnten. Solch mittenbetonte Orangerien boten sich besonders für einen Bezug auf eine Gartenachse an,³⁷ auf die sich vom Gartensaal aus der Blick öffnete, bzw. die von außen den Blick auf die Orangerie als Point de vue hinleitete.³⁸ Berühmte Beispiele von Orangerien mit Festsälen im Mittelpavillon stehen in Fulda und Sanssouci,³⁹ doch es gibt noch viele weitere.⁴⁰ Ein Bau desselben Grundmusters beim Prager Benediktinerkloster Břevnov wurde kürzlich wiederhergestellt.

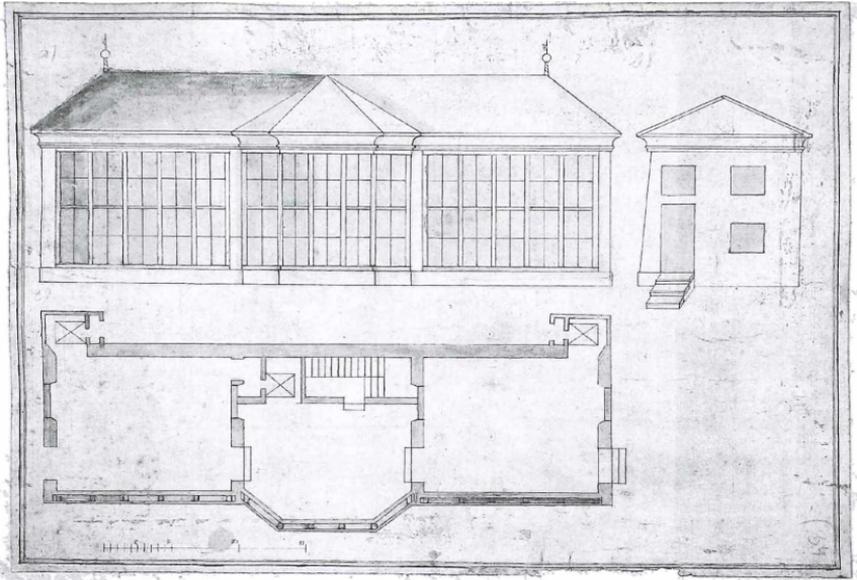


Abbildung 7: Plan eines Glashauses mit unbekanntem Standort

Auch in diesem Salzburger Plan war eine Beheizung mit Öfen vorgesehen. Die Ofennische der beiden äußeren Räume befand sich jeweils in der hinteren Gebäudeecke, befeuert und geleert wurden sie von außen an der Rückseite des Baus. Für den Ofen des Mittelsaals gab es eine weitere Nische, die die sonst perfekte Symmetrie der Architektur auffällig durchbrach.

Zeigt der Plan ein realisiertes Gebäude, einen reinen Entwurf, einen Idealplan? Wenn das Glashaus je existierte – stand es dann überhaupt in Petersbrunn? Wenn nicht: wo dann?

Insgesamt ist die Geschichte Petersbrunns im 18. Jahrhundert und auch die seines Glashauses unklar. Einerseits scheinen die ungewöhnlichen Wasserspiele noch im späten 18. Jahrhundert existiert zu haben, andererseits wurde der Bau nach Prälat Albert Keuslin „von keinem späteren Abt mehr als Sommersitz benutzt, so dass es verfiel und zum Maierhof degradiert verkümmerte.“⁴¹ Doch im 18. Jahrhundert wurde hier ein Glashaus unterhalten und womöglich auch noch um- und ausgebaut. Wie auch immer – im Jahr 1786 war das Schicksal des Landsitzes besiegelt. Im Februar, unmittelbar nach dem Amtsantritt des Abtes Dominikus von Hagenauer (reg. 1786–1811), ist davon die Rede, dass „komstiges Frühjahr ... das Glashauß übersetzt [werde], so daß bis über ein Jahr der Petersbrunn geräumt, und der Aighof zum vollständigen Garten hergerichtet wird.“⁴² Hinzu kam ein schweres Sommerhochwasser, so dass sich Hagenauer zum Abbruch der ganzen Anlage entschied. 1794 wurde auf der Schutthalde des abgebrochenen Schlosses ein Holzmagazin errichtet.⁴³

Das Glashaus im Aighof

Die Funktionen von Petersbrunn übernahm nun der Aighof, den der fürstbischöfliche Hofbauverwalter Wolfgang Hagenauer⁴⁴ im frühklassizistischen Stil wiederherstellte.⁴⁵ Ein von ihm verfertigter Plan zeigt das „*Glashausß ganz neu gebauet*“.⁴⁶ Der viereckige Grundriss (Abb. 8), dessen Ostwand nicht ganz rechtwinklig abschloss, war an der breiteren, der Sonne zugewandten Seite etwa 68 Schuh breit, also rund 23 Meter. Die zurückgeneigte neunachsige Glasfront (Abb. 9) wird von zwei Portalen gerahmt. Deren Höhe und Breite erlaubte es kaum, viel mehr als mannshohe Bäumchen hindurchzutransportieren. Im Inneren gab es wie vorher in Petersbrunn Stellagen, durch die für die Topfpflanzen eine maximale Lichtausbeute erreicht werden konnte. Das Dach muss von Anfang an halbgewalmt gewesen sein, wie sich aus dem Vergleich von Ansicht und Schnitt (Abb. 10) ergibt. An der Rückseite war es tiefer heruntergezogen. Dort führte ein Versorgungsgang entlang, von dem aus auch die Heizung zugänglich war. Einige Stufen führten in eine Grube hinunter, wo der Ofen befeuert wurde. Von dort strömte die heiße Luft durch eine Kanalheizung, die an der Innenseite des Fundaments unter dem Fußboden einmal um die ganze Winterung herumgeführt war, wie aus Schnitt und Grundriss ersichtlich ist.

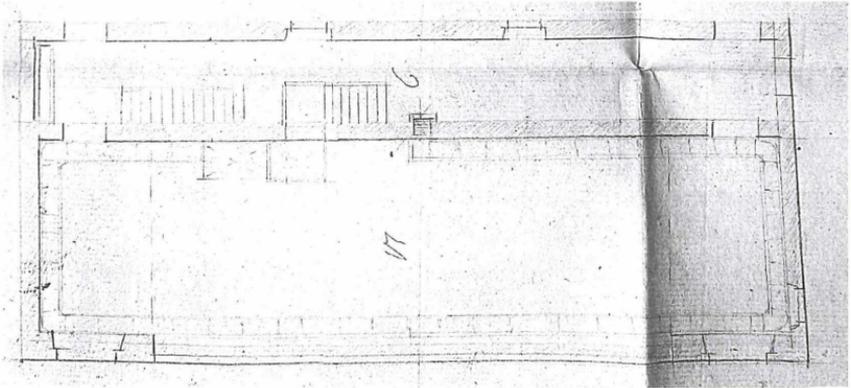


Abbildung 8: Grundriss des Aighofer Glashauses

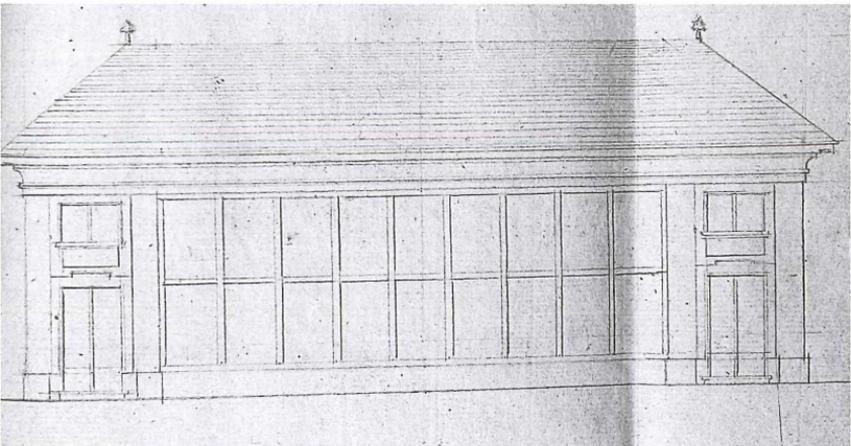


Abbildung 9: Frontansicht des Aighofer Glashauses

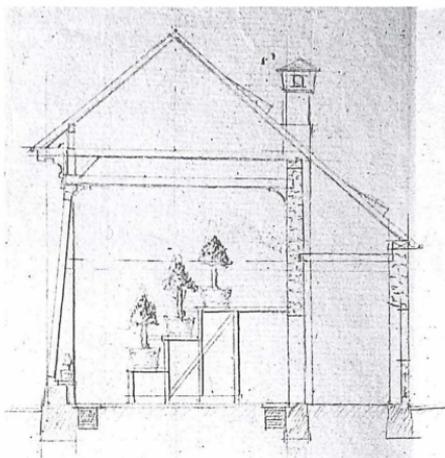


Abbildung 10: Schnitt durch das Aiglhofer Glashaus östlich des Kamins

In der Instruktion für den Klostersgärtner Anton Finsterwalder vom 1.12.1787 wird geregelt, dass von diesem das „Holz für das Glashaus ... nach Bedarf vom ieweiligen Garten Rechnungsführer beigeschaffet“ wird.⁴⁷ Übrigens heißt es hier auch, dem Gärtner sei es „nicht verwehret, wenn er ohne den Klosterdienst zuversäumen, sich bey andern einen Verdienst machen, oder mit Unterbringung fremder Stücken im Glashaus wenn Platz seyn wird einige Regalien erwerben kann.“

Ein Orangerieparterre gab es nicht, vielmehr war die Fläche vor dem Glashaus mit Frühbeeten bedeckt, wie ein Gartenplan von 1787⁴⁸ zeigt (Abb. 12). Die Orangeriepflanzen wurden wohl stattdessen im geometrisch gestalteten Garten (Abb. 11) verteilt.

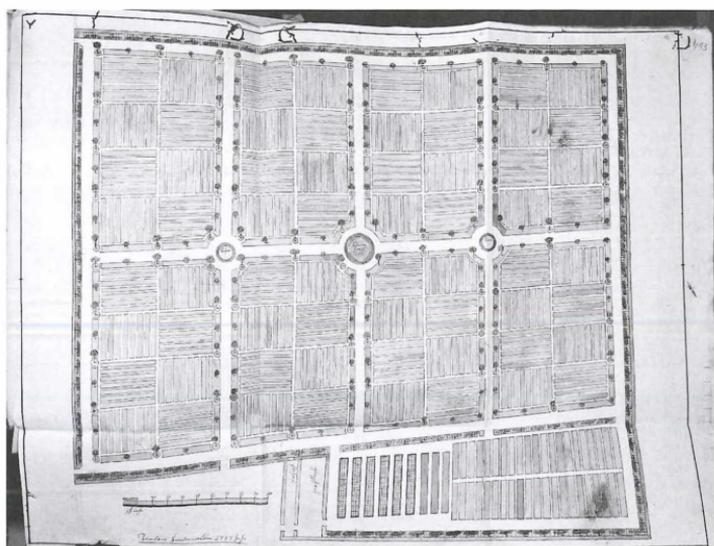


Abbildung 11: Gartenplan des Aiglhofes von 1787

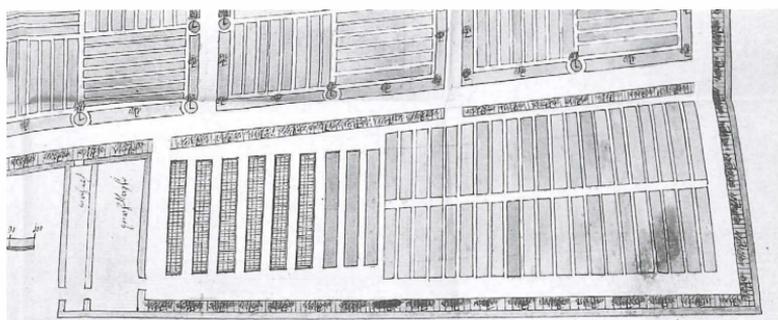


Abbildung 12: Ausschnitt aus dem Gartenplan von 1787

Der Bau des Glashauses war nur Teil einer durchgehenden Umgestaltung des Aiglhofes. Neu errichtet wurde auch ein weiteres Gebäude mit auf den Garten orientierter Sala terrena.⁴⁹ Vor dem Schlossgebäude entstand ein Brunnen.⁵⁰ Das Portal zwischen Schloss und Garten trägt über dem Schlussstein bis heute die Inschrift: „Hunc Fundum antehac pomarium plantavit Martinus Abbas ao MDCIV. In hortum frugiferum conuertit et limpida rigavit Dominicus Abbas ao MDCCLXXXVII.“ („Auf dieses Landgut pflanzte früher Abt Martin [Hattinger] einen Obstgarten im Jahr 1604. Abt Dominikus [von Hagenauer] wandelte ihn im Jahr 1787 in einen fruchtbaren [Zier-] Garten um und bewässerte die klaren [Brunnenschalen?].“)

Dreißig Jahre später wirkt das Glashaus gemäß den archivalischen Informationen ungepflegt. Anlässlich einer Verpachtung des Aiglhofes im Jahr 1817 heißt es in einigen „Bemerkungen über den Zustand der Gebäude“:

„Glaashaus.

Ist voriges Jahr neu eingedeckt worden. Die Dachrinnen sind aber ganz verfault. Die Rabate (?) im Glaashaus ist ebenfalls morsch. Der Boden droht durchzubrechen, welches am darunterliegenden Wärme Kanal bedeutenden Schaden machen könnte, daher die baldmöglichste Reparation rätlich wäre. [...]

Unterm Tach ist der Boden an der Mauer [...] zum Durchbrechen verfault.

Die Rollmatten [mittels derer das Glashaus verschattet werden konnte] sind seit vielen Jahren nicht mehr ausgebessert worden, daher mit den Stricken in schlechtem Zustand.⁵¹

Das Gebäude wurde aber weiterhin genutzt. Erst im Jahr 1920 ließ man „das schathaft und Bauwürdige Glasshaus“⁵² in ein Wohnhaus umwandeln. Der Umbauplan von 1919⁵³ (Abb. 13) ist insofern interessant, als er durch farbliche Unterscheidung das übernommene Mauerwerk (grau) und die Einbauten (rot) kenntlich macht und durch seine maßstäbliche Präzision eine genaue Vorstellung des ehemaligen Glashauses vermittelt. Dieses hatte eine Front von 20,45 m und eine Höhe von mehr als 5 Metern, so dass es bequem in ein zweistöckiges Haus umgewandelt werden konnte (wobei übrigens, wie aus dem Schnitt ersichtlich, die typisch asymmetrische Form des Satteldachs beibehalten wurde). Der ursprüngliche Überwinterungsraum hatte bei 5 m Tiefe eine Fläche von etwa 100 m².

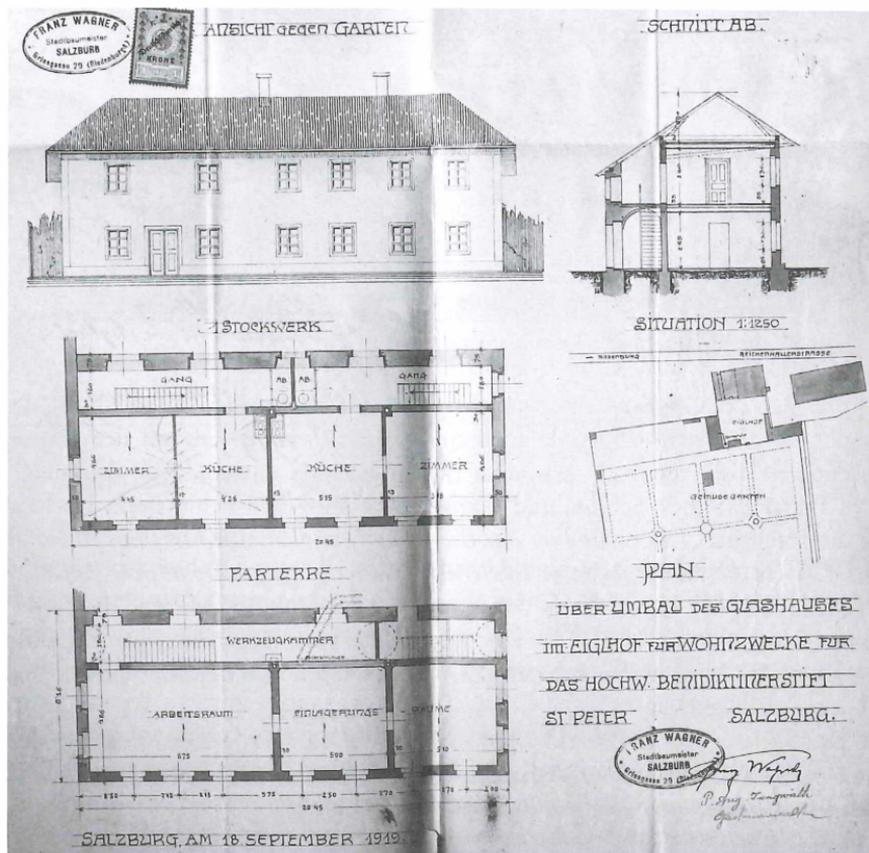


Abbildung 13: Umbauplan des Aighlofer Glashauses von 1919

Mit klösterlicher Orangeriekultur hatte das Aighlofer Glashaus im frühen 20. Jahrhundert natürlich nichts mehr zu tun. Der Übergang von einer eher repräsentativ-ostentativen zu einer rein pragmatisch-ökonomischen Nutzung war längst erfolgt, und zwar im frühen 19. Jahrhundert. Neben den bereits konstatierten Spuren der Vernachlässigung von Pflanzen und Kalthaus gibt es darauf einen weiteren Hinweis im Tagebucher des Abtes Albert Nagzaun (reg. 1818–1856) aus dem Jahr 1821. Zum Verständnis ist es dabei wichtig zu wissen, dass im folgenden Text mit „Orangerie“ nicht das Glashaus gemeint ist, sondern der Pflanzenbestand – ein Sprachgebrauch, der sich aus dem 18. Jahrhundert erhalten hat.⁵⁴ Unter dem 27. April schreibt der Abt: „Heute wurde ein Theil der Orangerie im Aighlof, die ich bei diesen Zeiten für das Stift nicht nur für überflüssig, sondern selbst nachtheilig fand, und deshalb an den Grafen Khevenhüller verschenkte (ohne Kübel und Reife) nach [Schloss] Kammer [am Attersee] abgeführt. Wieder eine Ausgabe weg!“⁵⁵

Das Orangerieinventar von 1817

Aus der Zeit kurz davor ist uns noch eine „Momentaufnahme“ des Aiglhofer Orangeriebestands greifbar. Im Zusammenhang mit der Verpachtung des Aiglhofgartens 1817 wurde ein Inventar erstellt, das u. a. die vorhandenen „*Blumen, aus- und inländischen Bäume und Gewächse*“ verzeichnete:⁵⁶

„Blumen und ausländische Gewächse.

40. rothe, blaue und gelbe Veilchen Stöcke

16. G[e]rانيا Stöcke

40. Rosenstöcke theils in Grund, theils in Geschieren.

12. verschiedene ausländische Gewächse.

160. Rossmarin Stöcke

2. Korallen Stöcke

2. Oleander

5. Jenester

2. veraltete Aloe Stocke, welche wegen unterlassenen zu kostspieligen Blühbewerbung gegenwärtig ganz nutzlos stehen, in aichernen alten Kübeln mit Eisenreifen.

Früchtenbäume, ausländische.

3. Lorbeern mit aichernen Kübeln und eisernen Reifen.

18. große Orangenstöcke in aichernen Kübeln mit doppelten Eisenreifen, wovon jedoch 6. Kübeln zerbrochen oder bodenfaul sind.

7. kleine Orangenbäume mit Kübeln.“

Zum Vergleich: In der Orangerie der oberpfälzischen Zisterze Waldsassen wurden im Säkularisationsjahr 1803 21 „bittere“ Pomeranzenbäume sowie 27 „süße“ (also Orangen) vorgefunden, außerdem weit mehr als 50 Zitronen-, sieben Lorbeerbäumchen und ein Oleander sowie eine Reihe weiterer mediterraner und anderer Pflanzen.⁵⁷ Im Stift Neuzelle in der Niederlausitz gab es 1817 157 Zitrusbäume, in der Regel Jahrzehnte alt, die ältesten von ihnen angeblich 150 Jahre.⁵⁸ Dagegen wirken die Aiglhofer Bestände bescheiden.

Die Pflanzenliste muss mit Vorbehalten gelesen, da nicht zwangsläufig von großer taxonomischer Sicherheit des Verfassers ausgegangen werden kann. Ob es sich beispielsweise bei den „Orangen“ um Pomeranzen oder Apfelsinen oder um beides handelt, ist nicht auszumachen.

Auch bezüglich der „*Aloe Stöcke*“ herrscht taxonomische Unklarheit, denn im Sprachgebrauch der Zeit ist damit oft nicht die *Aloe vera* gemeint, sondern die etwas ähnlich aussehende *Agave*. Diese amerikanische Gattung erfreute sich neben den Zitruspflanzen der wohl größten Beliebtheit bei Liebhabern exotischer Pflanzen.⁵⁹ Es dauerte Jahrzehnte, bis man sie zur Blüte brachte, dann konnten sie Tausende von Einzelblüten hervorbringen – ein Naturschauspiel, zu dem Besucher in die Gärten strömten. Nach der Samenbildung starben die Pflanzen dann vollständig ab.

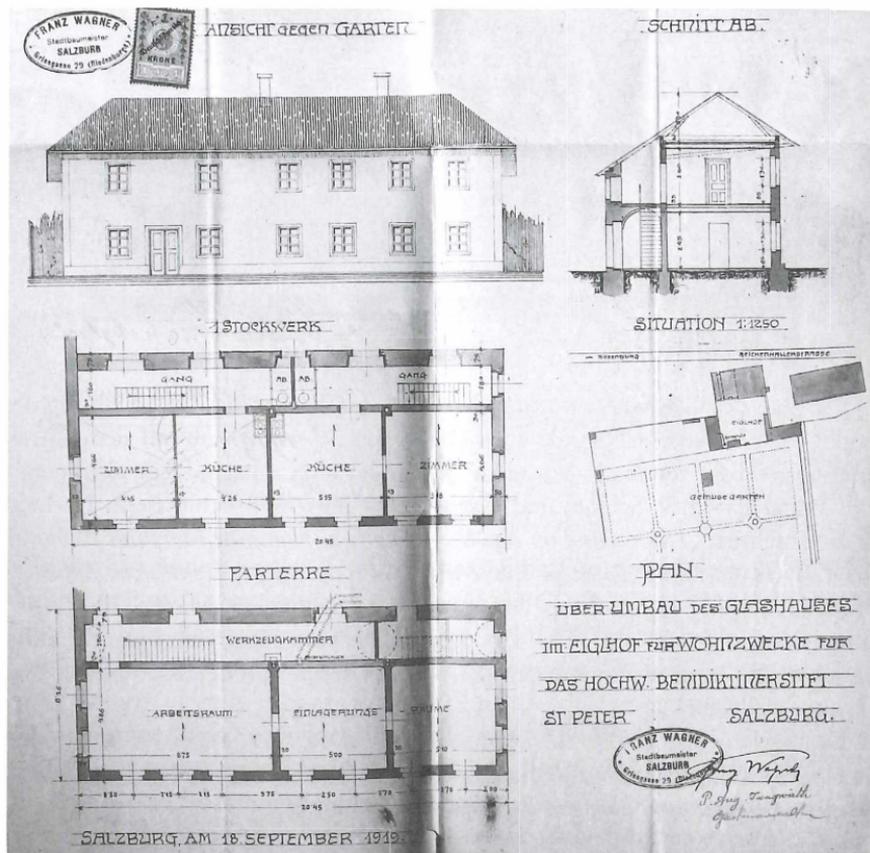


Abbildung 13: Umbauplan des Aighlofer Glashauses von 1919

Mit klösterlicher Orangeriekultur hatte das Aighlofer Glashaus im frühen 20. Jahrhundert natürlich nichts mehr zu tun. Der Übergang von einer eher repräsentativ-ostentativen zu einer rein pragmatisch-ökonomischen Nutzung war längst erfolgt, und zwar im frühen 19. Jahrhundert. Neben den bereits konstatierten Spuren der Vernachlässigung von Pflanzen und Kalthaus gibt es darauf einen weiteren Hinweis im Tagebucher des Abtes Albert Nagzaun (reg. 1818–1856) aus dem Jahr 1821. Zum Verständnis ist es dabei wichtig zu wissen, dass im folgenden Text mit „Orangerie“ nicht das Glashaus gemeint ist, sondern der Pflanzenbestand – ein Sprachgebrauch, der sich aus dem 18. Jahrhundert erhalten hat.⁵⁴ Unter dem 27. April schreibt der Abt: „Heute wurde ein Theil der Orangerie im Aighlof, die ich bey diesen Zeiten für das Stift nicht nur für überflüssig, sondern selbst nachtheilig fand, und deshalb an den Grafen Khevenhüller verschenkte (ohne Kübel und Reife) nach [Schloss] Kammer [am Attersee] abgeführt. Wieder eine Ausgabe weg!“⁵⁵

Das Orangerieinventar von 1817

Aus der Zeit kurz davor ist uns noch eine „Momentaufnahme“ des Aiglhofer Orangeriebestands greifbar. Im Zusammenhang mit der Verpachtung des Aiglhofgartens 1817 wurde ein Inventar erstellt, das u. a. die vorhandenen „*Blumen, aus- und inländischen Bäume und Gewächse*“ verzeichnete:⁵⁶

„Blumen und ausländische Gewächse.

40. rothe, blaue und gelbe Veilchen Stöcke

16. G[e]rانيا Stöcke

40. Rosenstöcke theils in Grund, theils in Geschieren.

12. verschiedene ausländische Gewächse.

160. Rossmarin Stöcke

2. Korallen Stöcke

2. Oleander

5. Jenester

2. veraltete Aloe Stocke, welche wegen unterlassenen zu kostspieligen Blühbewerbung gegenwärtig ganz nutzlos stehen, in aichernen alten Kübeln mit Eisenreifen.

Früchtenbäume, ausländische.

3. Lorbeern mit aichernen Kübeln und eisernen Reifen.

18. große Orangenstöcke in aichenen Kübeln mit doppelten Eisenreifen, wovon jedoch 6. Kübeln zerbrochen oder bodenfaul sind.

7. kleine Orangenbäume mit Kübeln.“

Zum Vergleich: In der Orangerie der oberpfälzischen Zisterze Waldsassen wurden im Säkularisationsjahr 1803 21 „bittere“ Pomeranzenbäume sowie 27 „süße“ (also Orangen) vorgefunden, außerdem weit mehr als 50 Zitronen-, sieben Lorbeerbäumchen und ein Oleander sowie eine Reihe weiterer mediterraner und anderer Pflanzen.⁵⁷ Im Stift Neuzelle in der Niederlausitz gab es 1817 157 Zitrusbäume, in der Regel Jahrzehnte alt, die ältesten von ihnen angeblich 150 Jahre.⁵⁸ Dagegen wirken die Aiglhofer Bestände bescheiden.

Die Pflanzenliste muss mit Vorbehalten gelesen, da nicht zwangsläufig von großer taxonomischer Sicherheit des Verfassers ausgegangen werden kann. Ob es sich beispielsweise bei den „Orangen“ um Pomeranzen oder Apfelsinen oder um beides handelt, ist nicht auszumachen.

Auch bezüglich der „Aloe Stöcke“ herrscht taxonomische Unklarheit, denn im Sprachgebrauch der Zeit ist damit oft nicht die Aloe vera gemeint, sondern die etwas ähnlich aussehende Agave. Diese amerikanische Gattung erfreute sich neben den Zitruspflanzen der wohl größten Beliebtheit bei Liebhabern exotischer Pflanzen.⁵⁹ Es dauerte Jahrzehnte, bis man sie zur Blüte brachte, dann konnten sie Tausende von Einzelblüten hervorbringen – ein Naturschauspiel, zu dem Besucher in die Gärten strömten. Nach der Samenbildung starben die Pflanzen dann vollständig ab.

„Klassische“ Orangeriepflanzen⁶⁰ waren neben Zitrusgewächsen seit jeher Oleander und Lorbeer. Dasselbe gilt für den Rosmarin. Die stattliche Zahl von 160 Töpfen lässt vermuten, dass man ihn in der sanktpetrischen Küche ausgiebig als Gewürz verwendete. „Jenster“ steht für den Spanischen oder Pfriemenginster (*Spartium junceum*),⁶¹ ebenfalls eine gern gehaltene Spezies, die eine frostfreie Überwinterung benötigte.

Mit zunehmender globaler, sprich: kolonialer Vernetzung kamen weitere Arten aus fernen Ländern neu hinzu, beispielsweise die afrikanischen „Geranien“ (*Pelargonium* sp.) oder die „Korallen Stöcke“, wohl amerikanische Korallenbäume (*Erythrina* sp.). Bei den verschiedenfarbigen „Veilchenstöcken“ könnte es sich, wenn der damalige botanische Sprachgebrauch mit dem heutigen noch übereinstimmt, um unterschiedliche Spezies der Gattung *Lochroma* handeln, der aus Südamerika stammenden Veilchensträucher.

Der Orangeriebestand wirkt insgesamt weder präventiv noch systematisch. Es gab kein „Programm“, hinter dem ein statusorientierter Herr oder aber ein botanisch aktiver Sammler stand. Umgekehrt deutet der Zustand der Pflanzgefäße auf allgemeines Desinteresse hin. Freilich handelt es sich dabei auch um den (Beinahe-) Endpunkt einer im Laufe von mindestens 80 Jahren lebendigen Orangeriekultur.

Die kulturelle und semantische Bedeutung klösterlicher Orangerien

Über eine fürstliche Orangerie lässt sich sagen: Sie *„war ein komplexes Ganzes – ein Gesamtkunstwerk im besten Sinne des Barock. In ihr vereinigten sich systematische Sammelleidenschaft und wissenschaftliches Interesse mit fürstlicher Selbstdarstellung, vereinigten sich exotische Pflanzen, funktionale sowie repräsentative Architektur, Dekor, Innenausstattung und allegorisch-mythologische Bedeutungsschichten zu einer nur in der Komplexität verständlichen Einheit.“*⁶² Inwieweit sich solche Aussagen auch auf klösterliche Orangerien übertragen lassen, ist bisher noch nicht mit wünschenswerter Deutlichkeit auszumachen. Insgesamt gibt es aber einen reichen Fundus an gemeinsamen Standeszeichen, die sowohl in der Welt der Stifte wie bei der Nobilität zum Einsatz kamen, galt es doch, Herrschaft auszuüben und diese durch den Einsatz von Machtsymbolen zu stabilisieren. So unterschiedliche Elemente der öffentlichen Selbstdarstellung wie schlossartige Prälaturbauten, Kunstkammern, Wappen, Gästebewirtung, Äbtogalerien (als Pendant zu adeligen Ahnengalerien), Leichenpredigten oder Präzedenzregelungen bei Festen trugen zu diesem Ziel bei.⁶³

Den Erfordernissen vormoderner Herrschaftsmechanismen hatte sich jedes Stift zu beugen. Freilich konnten die Stifte auf diesem weltlichen Kultursektor weniger auftrumpfen als die Höfe. Doch ebenso wenig konnte auf die Demonstration von Macht ganz verzichtet werden. Sicher deswegen waren klösterliche Orangerien in der Frühen Neuzeit viel verbreiteter, als dies derzeit bekannt ist. Und aus demselben Grund kamen sie bei anderen Orden, etwa den Jesuiten oder Mendikanten,

nur selten vor.

Andererseits war ein Pomeranzenhaus – anders als beispielsweise der Gebrauch von Wappen oder Fragen der Präzedenz – kein obligatorisches Standeszeichen. Deshalb findet man in jeder Abtei andere Akzentuierungen der Orangeriekultur. Die Orangerien von Fürstabteien oder Adelsklöstern wie Fulda⁶⁴ oder Kempten folgten sicher anderen sozialen Mechanismen als die bescheidenen Glashäuser in österreichischen oder bayerischen Landklöstern. Aber auch hier konnte jeder Prälat seine eigenen Akzente setzen. Und so stehen in den Klostergärten einmal reine Zweckbauten, deren Architektur kaum zeichenhafte Akzentuierungen aufweisen (beispielsweise in Seligenstadt oder Altenburg), dann wieder solche, die durch architektonische Würdeformen und die Einbeziehung in weiträumige Gartenkompositionen weit über die reine Funktionalität hinausgehen (beispielsweise in Břevnov, Ebrach oder Stams). Dementsprechend dienten sie im einen Fall eher dafür, einen südländischen Pflanzenvorrat vorzuhalten, im anderen dazu, der Öffentlichkeit ein eindrucksvolles Signal zu übermitteln.

Neben der Repräsentation können auch noch andere Motive die Orangeriekultur mitgeprägt haben. Zu denken ist an die Nutzung ausländischer Gewächse für kulinarische⁶⁵ und pharmazeutische Zwecke. Auch die unter Gebildeten damals geradezu selbstverständliche Sammelpraxis kann eine Rolle gespielt haben. Schließlich war eine Orangerie auch eine Naturalien- und Kuriositätensammlung, und schließlich zählten sich die Benediktinermönche zum Kreis der Gebildeten.

Dass Klosterorangerien heute trotz ihrer weiten Verbreitung und Aussagekraft ein kultur- und klostergeschichtliches Schattendasein führen, liegt zum einen daran, dass sie oft nicht mehr existieren. Kunst- und Architekturhistoriker können ihnen außerdem wenig abgewinnen, wenn sie bescheiden ausfielen und einem Vergleich mit fürstlichen Bauten nicht standhielten. Doch zumindest aus kulturgeschichtlicher Sicht sind sie dringend wiederzuentdecken. Klosterorangerien, die bereits eine publizistische Würdigung gefunden haben, sind etwa die der Zisterzienserabteien Bronnbach⁶⁶ und Ebrach,⁶⁷ die von Neuzelle⁶⁸ in der Lausitz, die der Benediktinerabtei Michelsberg in Bamberg⁶⁹ und der Zisterzienserklöster Stams⁷⁰ und Zwettl⁷¹ oder auch die heute verschwundenen Glashäuser der Abteien Waldsassen und Michelfeld in der Oberpfalz.⁷² Eine Reihe weiterer Beispiele ist noch gänzlich unbearbeitet und wartet, wie im Falle Sankt Peters, auf ihre Wiederentdeckung.

Die sanktpetrisehe Orangeriekultur – ein Sonderfall?

Nach dem Gesagten ist es also nicht als Besonderheit anzusehen, dass die Abtei Sankt Peter als Grundherr und salzburgischer Landstand auf die Idee verfiel, sich in Glashäusern Pflanzen aus fernen Ländern zu halten.⁷³ Mit dem Design seiner Bauten rangiert das Stift allerdings eher am unteren Ende der Skala des herrschaftlichen Selbstdarstellungs-Willens. Aber auch dies hat es mit anderen Klöstern gemeinsam.⁷⁴

Das Besondere in Sankt Peter ist in einem anderen Umstand zu sehen. Klösterliche Orangerien wurden sonst im unmittelbaren Umfeld der Konventbauten errichtet – so war es bei allen oben aufgezählten Abteien der Fall. Wo es die Topographie zuließ, wurde oft ein architektonischer Zusammenhang von Abtswohnung, Prälatengarten und Orangerie hergestellt. Schon dadurch wird deutlich, dass ein klösterliches Glashaus als herrschaftliches Standeszeichen zu „lesen“ ist. Dieser Bauzusammenhang mit der Stiftsanlage besteht in Sankt Peter aber nicht. Die Winterungen wurden vielmehr auf sanktpetrinischen Landsitzen errichtet. Parallelbeispiele dazu sind bisher nicht bekannt.

Für diese Besonderheit gibt es allerdings eine plausible Erklärung. Die Umstände standen einer repräsentativen Orangerie auf dem innerstädtischen Klostergelände entgegen. Gebunden durch seit dem Mittelalter gewachsene Raumstrukturen, also auf begrenztem Raum „eingeklemmt“ zwischen Mönchsberg, fürstbischöflicher Residenz und Stadt, konnte kein raumwirksamer Hofgarten gestaltet werden, in dem eine Orangerie als Gestaltungselement Platz gefunden hätte.⁷⁵

Die Schlösschen in Petersbrunn und am Aighhof boten hier aber Ausweichmöglichkeiten. Sie waren relativ nahe am Kloster gelegen. Die Äbte brachten dort Gäste unter und bewirteten sie. Es gab Sehenswürdigkeiten, die man den Besuchern zeigte. In Petersbrunn hatte schon die Wasserkunst Vorzeigecharakter, mit der Pflanzensammlung kam ein weiteres Schau-Element hinzu. Auf dem Aighhof war es der Ziergarten, dem architektonisch die Sala terrena zugeordnet war – ein Bauelement, wie es sonst in Adelsschlössern vorkommt. In beiden Fällen bestand also eine Kombination von Schloss, Garten, Gästebewirtung und der Möglichkeit repräsentativer Selbstdarstellung. Darauf aber kam es bei Orangerien an. Sie sollten gesehen werden, und hohen Gästen zeigte man in eigenen Führungen die gesammelten Kostbarkeiten.

„Ausgelagerte“ Orangerien gab es übrigens gelegentlich auch an den Fürstenhöfen. Das buchstäblich naheliegendste Beispiel ist die bischöfliche Residenz in Salzburg. Hier war dasselbe Problem zu lösen wie in Sankt Peter: Die innerstädtischen Flächen boten keinen Raum für einen repräsentativen Barockgarten mit Kalthaus. Doch konnte man auf Lustschlösser in der nahen Umgebung ausweichen.

Das Besondere an Sankt Peter mit seinen „ausgelagerten Orangerien“ ist also nicht in einem spezifischen Ansatz der Orangeriekultur zu sehen, sondern in dem Umstand, dass es sich um eine der wenigen vormodernen Stadtabteien handelte. Diese brauchte eine spezifische Lösung, um eine standestypische Orangeriekultur mit den topographischen Gegebenheiten in Einklang zu bringen.

Nach dem Ende des Alten Reiches und dem daraus resultierenden politischen Bedeutungswandel der Prälatenklöster aber änderte sich der Stil der öffentlichen Selbstdarstellung von St. Peter. „... *bej diesen Zeiten für das Stift nicht nur für überflüssig, sondern selbst nachtheilig*“ – die zitierte Einschätzung in Abt Albert Nagnzauns Tagebuch von 1821 verrät, dass die Aighhofer Orangeriepflanzen einem massiven Image-Wandel zum Opfer fielen.⁷⁶ Längst war die Ästhetik der Gebildeten nun vom englischen Gartenideal geprägt. Eine Orangerie als Standeszeichen hätte als

altmodisch gegolten und dem sozialen Status eher geschadet als genützt. Politische wie kulturelle Faktoren führten das Ende der sanktpetrinischen Orangeriekultur herbei.

Pomeranzen für die Äbtissin

Zum Schluss sei noch auf einen schönen Brauch verwiesen, der in den Tagebüchern des Abtes Dominikus Hagenauer überliefert ist. Am Fest des hl. Antonius von Padua, dem 13. Juni, verehrte er der Nonnberger Äbtissin Maria Antonia Theresia von Eiselsberg (reg. 1783–1813) jährlich einige Namenstagsgeschenke. Oft gab es ein kleines Schmuckstück oder eine andere Silberschmiedearbeit, manchmal einige Pfund Schokolade, öfter einmal Bücher, immer aber 18 Pomeranzen.⁷⁷

Ob diese aus dem Aiglhofer Anbau oder aus dem Handel⁷⁸ stammten, ist weitgehend unbekannt. In zwei Fällen ist in Hagenauers Diarium allerdings ein Kaufpreis vermerkt: Im Jahr 1800 wurden 12, 1805 15 Kreuzer pro Frucht bezahlt. Das waren im ersten Fall 3 fl. 36 X. von insgesamt 15 fl. 36 X., im anderen 4 fl. 30 X. von zusammen 22 fl. 30 X.⁷⁹ Die Ringe, die Hagenauer in diesen beiden Jahren jeweils auch verschenkte, hatten einen Gegenwert von ca. 40 Früchten.

Wie mag man auf dem Nonnberg die Pomeranzen genossen haben? Sie konnten nicht roh verzehrt werden, waren aber bestens als Kochzutat, zur Aromatisierung von Süßspeisen, Limonaden und Likören sowie für Marmeladen verwendbar.⁸⁰ Wie auch immer – im Benediktinerinnenkonvent wird man sich auf die „Goldenen Früchte“ immer schon im Voraus gefreut haben.⁸¹

Abbildungsnachweise:

- Abb. 1: Salzburger Landesarchiv
 Abb. 2–3: Bibliothek der Erzabtei Sankt Peter
 Abb. 4–13: Archiv der Erzabtei Sankt Peter

Anmerkungen:

1 So der Buchtitel einer einschlägigen Publikation; s. Der Süden im Norden. Orangerien – ein fürstliches Vergnügen, Regensburg 1999.

2 Siehe <http://orangeriekultur.de/> (Zugriff: 25.8.2013).

3 Landesarchiv Salzburg: Foto E 029321; online unter: <http://www.salzburg.gv.at/pic-speicherbild-gross-aiglhof.jpg> (letzter Zugriff: 7.9.2013).

4 Zur Bibliothek von Sankt Peter siehe: Salzburg, St. Peter, in: Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol [Bd. 3], bearb. von Ulrich Faust/Waltraud Krassnig (Germania Benedictina III/3), Sankt Ottilien 2002, S. 263–408, hier S. 363–390.

5 S. dazu *Dorothee Ahrend*,: Historische Orangerie- und Pflanzgefäße, in: Der Süden im Norden (wie Anm. 1), S. 85–92; *Ulrike Grimm*, „Unterschiedner Garten und Gewächs Scherben“, ebd., S. 93–101.

6 Es gab durchaus regelrechte „Porträts“ von Pflanzenindividuen; s. *Claudia Gröschel*, Großer Herren Vergnügen. Orangeriepflanzen als Motive der höfischen Kunst, in: Ein Hauch von Gold. Pomeranzen und Gartenkunst im Passauer Land, Regensburg 2005, S. 173–189, hier S. 177–180.

7 S. ebd., S. 178.

8 S. *Adolf Hahn*, *Conservando cresco: Die Bibliotheksräume von St. Peter*, in: *Plus librorum. Beiträge von Adolf Hahn* zur Salzburger Kunstgeschichte, hrsg. von der Erzabtei St. Peter, Salzburg (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde. 31. Ergänzungsband) Salzburg 2013 (Erstveröffentlichung 1977), S. 173–198, hier S. 180 f.; über König außerdem: *Peter Stoll*, *Franz Xaver König, Johann Weiß und die Deckenfresken der Benediktinerstiftskirche St. Peter in Salzburg*, Augsburg 2009 (elektronische Ressource: <http://opus.bibliothek.uni-augsburg.de/volltexte/2009/14911/>; Zugriff: 19.8.2013) mit weiteren Literaturhinweisen.

9 *Johann Christoph Volkamer*, *CONTINIVATION der Nürnbergischen HESPERIDVM, Oder: Fernere gründliche Beschreibung der Edlen Citronat- Citronen- und Pomeranzen-Früchte...*, Nürnberg/Frankfurt M./Leipzig 1714.

10 *Johann Christoph Volkamer*, *Nürnbergische HESPERIDES, Oder Gründliche Beschreibung der Edlen Citronat/ Citronen/ und Pomeranzen-Früchte...*, Nürnberg 1708.

11 Im Bibliothekskatalog des Abtes Beda Seeauer ist nur Volkamers erster Band von 1708 verzeichnet, aber mit zwei Signaturen (IX A 3 und IX A 4), was auf das Vorhandensein des zweiten Bandes hindeutet. Ebenso sind in Naef's „Haupt-Katalog“ aus den 1870-er Jahren zwei Bände von Volkamer angegeben.

12 *Blond Alexander* [eigentlich: *Dézallier D'Argenville*, Antoine Joseph], *Die Gärtnerey, So wohl In ihrer Theorie oder Betrachtung, Als Praxi oder Übung...*, Augsburg 1731.

13 Lt. Besitzvermerk auf dem Titelblatt.

14 S. *Heinrich Hamann u. a.*, *Bittere und süße Orangen. Südliche Träume für nördliche Gärten*, Potsdam 2005, S. 9–14.

15 S. *Helmut-Eberhard Paulus*, *Die Orangerie als Ideal. Anmerkungen zur Gestalt von Orangerien im Umkreis der Familie Schönborn*, in: *Jahrbuch der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten 2* (1997), S. 103–127, hier S. 106.

16 S. *Claudia Gröschel*, *Die goldenen Äpfel. Zitrusfrüchte zwischen antikem Mythos, Herrschaftssymbol und bildender Kunst*, in: *Der Süden im Norden* (wie Anm. 1), S. 7–13; *Marina Heilmeyer*, *Die Goldenen Äpfel – Mythologisches rund um die Zitrusfrüchte*, in: *Oranien – Orangen – Oranienbaum*, München – Berlin 1999, S. 16–23; *Helmut-Eberhard Paulus*, *Die Orangerie von Schloss Friedenstein zu Gotha im historischen Kontext der europäischen Orangeriekultur*, in: *Orangeriekultur im Herzogtum Sachsen-Gotha (Orangeriekultur 8)* Petersberg 2013, S. 81–116.

17 *Helmut-Eberhard Paulus*, *Orangerie – der realisierte Traum von der Antike als Paradies*, in: *ders.: Orangerieträume in Thüringen. Orangerieanlagen der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten (Große Kunstführer der Stiftung Thüringer Schlösser und Gärten 2)*, Regensburg 2005, S. 11–40, hier S. 34.

18 Ebd., S. 34 f.

19 S. *Georg Schrott*, *Geistlicher Aloë-Flor. Zur religiösen Symbolik von Orangeriepflanzen in der bayerischen Literatur der Barockzeit*, in: *Museion Boicum oder bajuwarische Musengabe. Beiträge zur bayerischen Kultur und Geschichte. Hans Pörnbacher zum 80. Geburtstag*, hrsg. v. Guillaume van Gemert/Manfred Knedlik, Amsterdam – Utrecht 2009, S. 211–231; zur symbolischen Typologie von Orangeriepflanzen S. 229.

20 S. *Michael Zohary*, *Pflanzen der Bibel. Vollständiges Handbuch*, Stuttgart ³1995; *Wolfgang Kawollek/Henning Falk*, *Bibelpflanzen kennen und kultivieren*, Stuttgart 2005.

21 S. *Schrott*, *Geistlicher Aloë-Flor* (wie Anm. 17), S. 221–226.

22 Dazu *Adolf Hahn*, *Hunc tyronum bono locum paravit. Die Embleme des Noviziates von St. Peter in Salzburg – ein Beispiel christlicher Ikonographie*, in: *Plus librorum* (wie Anm. 8) (Erstveröffentlichung 1987), S. 199–207, hier S. 203.

23 S. *Hahn*, *Conservando cresco* (wie Anm. 8), S. 183.

24 S. aber jetzt: *Christiane Lauterbach*, *Adams Apfel. Zitrusfrüchte in der christlichen und jüdischen Kunst*, in: *Die Frucht der Verheißung. Zitrusfrüchte in Kunst und Kultur*, hrsg. von Yasmin Doosry/Christiane Lauterbach/Johannes Pommeranz, Nürnberg 2011, S. 81–111.

25 *Hahn*, *Conservando cresco* (wie Anm. 8), S. 197, Anm. 152, verweist konkret auf zwei Symbole, beide dem Thema „*SAPIENS*“ zugeordnet: *Jacobus Boschius*, *SYMBOLOGRAPHIA SIVE DE ARTE SYMBOLICA SERMONES SEPTEM...*, Augsburg – Dillingen 1702, Klasse III, Nr. CMLXXXVI und CMXCI. Sie können aber nur repräsentativ für Emblembücher als potentielle

Inspiration stehen, nicht als direkte Vorlagen, denn das erste Beispiel zeigt einen Pfirsich, das zweite ist als Imprese für die französische Königin Maria de' Medici gedacht; s. ebd., *Classis III*, S. 75.

26 Etliche Lemmata zu Zitrusmotiven in Boschs „*SYMBOLOGRAPHIA*“ (wie Anm. 23) weisen darauf hin; s. im Stichwortregister: „*MALUS: Aurea*.“

27 Zur Salzburger Orangeriekultur s. *Thomas Baumgartner*, „Welche Pamben, Feigenheiser und Pumerantschenstuben“. Streiflichter auf die Entwicklung der Orangeriekultur im Wiener, nieder- und oberösterreichischen, Salzburger und Tiroler Raum von den Anfängen bis 1683, in: Ein Hauch von Gold (wie Anm. 6), S. 131–158, hier S. 137 f. und S. 145–148.

28 Über Petersbrunn s. *Adolf Hahnl*, Die Landsitze der Äbte von St. Peter, in: Plus librorum (wie Anm. 8) (Erstveröffentlichung 1982), S. 133–136, hier S. 134, und *ders.*, Petersbrunn – verschwundenes Schloss, vergessene Wasserkunst, in: ebd., S. 137–140 (Erstveröffentlichung 1972).

29 *Franz Valentin Zillner*, Geschichte der Stadt Salzburg. I. Buch. Geschichtliche Stadtbeschreibung, Salzburg 1885, S. 114.

30 Beispielsweise ist für 1681 ein eigener Petersbrunner „Kunstbrunnenmeister“ belegt; s. ebd.; dort gibt es auch eine kurze Beschreibung der Brunnenanlage.

31 S. ebd.

32 ASP: Hs A 309, Nr. 32.

33 ASP: Hs A 309, Nr. 33.

34 ASP: Hs A 309, Nr. 35.

35 Zur Beheizung von Glashäusern s. allgemein *Heinrich Hamann*, Die Heizung in Orangerien und Gewächshäusern, in: Der Süden im Norden (wie Anm. 1), S. 102–111.

36 ASP: Hs A 309, Nr. 34.

37 *S. Simone Balsam*, Orangerien – Bauten im Spannungsfeld zwischen Architektur und Natur. Studien zur Typologie am Beispiel hessischer Orangerien, Diss. Marburg 1989, S. 128.

38 *S. Simone Balsam*, Die Stellung der Orangerien in den Gärten und deren Einfluß der Stellung auf ihre Architektur, in: Arbeitskreis „Orangerien“. Tagungsbericht 2, Potsdam 1996, S. 87–101, hier 92–95; *dies.*: „... man unterschiedliche solche Pommerantzen-Häuser in Teutschland findet...“ Die Orangerie im Kontext von Schloss und Garten, in: Der Süden im Norden (wie Anm. 1), S. 31–45, hier S. 37 f.

39 *S. Sylvia Saudan-Skiral/Michael Saudan*, Orangerien. Paläste aus Glas vom 17. bis zum 19. Jahrhundert, Köln 1998, S. 46–49/72–79.

40 *S. Balsam*, „... man unterschiedliche solche Pommerantzen-Häuser in Teutschland findet...“ (wie Anm. 36) S. 38.

41 *Hahnl*, Die Landsitze der Äbte von St. Peter (wie Anm. 26) S. 133–136, hier S. 134.

42 ASP: Akt 1083. Vgl. auch Abt Dominikus Hagenauer (1746–1811) von St. Peter in Salzburg. Tagebücher 1786–1810. Teilband I: Tagebücher 1786–1798, bearb. von Adolf Hahnl/Hannelore u. Rudolph Angermüller (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige. 46. Ergänzungsband) Sankt Ottilien 2009, S. 125.

43 *Hahnl*: Die Landsitze der Äbte von St. Peter (wie Anm. 26), S. 133–136, hier S. 134.

44 *S. Adolf Hahnl*, Die Brüder Wolfgang, Johann Baptist und Johann Georg Hagenauer, in: Plus librorum (wie Anm. 8) (Erstveröffentlichung: 1990), 33–93; Abt Dominikus Hagenauer. Teilband I (wie Anm. 40) S. 52, Anm. 3.

45 *Hahnl*, Die Landsitze der Äbte von St. Peter (wie Anm. 26) S. 133.

46 ASP: Akt 1084-1, Nr. 1.

47 ASP: Akt 1083.

48 ASP: Akt 1084-1, Nr. 413.

49 S. beispielsweise ASP: Akt 1084-1, Nr. 8.

50 S. beispielsweise ASP: Akt 1084-1, Nr. 9.

51 ASP: Akt 1089.

52 ASP: Akt 1092: „*Bericht. Über umbau des alten Glasshaus Aighhof Gärtnerrei*“. Der Bericht teilt mit, das Holz der „*Rieglwand*“, also der Glasfront, sei verfault gewesen.

53 ASP: Akt 1092: „*Plan über Umbau des Glashauses im Eighhof für Wohnzwecke für das Hochw. Benidiktinerstift [!] St. Peter Salzburg*.“

54 S. beispielsweise *Johann Hübner*, Curieuses und Reales Natur- Kunst- Berg- Gewerck- und Handlungs-LEXICON [...], o. O. [Leipzig] 2¹⁷¹⁴, S. 1139; *Johann Heinrich Zedler*, Grosses vollstän-

diges UNIVERSAL-LEXICON Aller Wissenschaften und Künste [...] Bd. 25, Leipzig – Halle 1740, S. 1725.

55 ASP: Hs. A 82, S. 204.

56 ASP: Akt 1089.

57 S. *Georg Schrott*, Caffeebaum und Pomerantzen. Orangeriekultur in Oberpfälzer Klöstern, hrsg. v. d. Provinzialbibliothek Amberg, Regensburg 2009, S. 37–39.

58 S. *Alexander Niemann*, Pflanzen und Gartenliteratur. Garten, Orangerie und Bibliothek des Klosters Neuzelle in der Niederlausitz, in: Klösterliche Sammelpraxis in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Georg Schrott/Manfred Knedlik (Religionsgeschichte der Frühen Neuzeit 9), Nordhausen 2010, S. 257–323, hier S. 279–284.

59 S. *Bernd Ullrich*, Agaven. Illustrationen blühender Exemplare bis 1800 (Palmgarten Sonderheft 21), Frankfurt 1993; *Helga de Caveland*, Ein Wundergewächs aus großer Herren Gärten. Die Bedeutung der Aloe im 16. bis 18. Jahrhundert, in: Klodt, Olaf u. a. (Hgg.): Festschrift für Fritz Jacobs zum 60. Geburtstag, Münster 1996, S. 39–50; *Heinrich Hamann*, „Aloethürme“ – Tempel für eine Pflanze, in: Wo die Zitronen blühen. Orangerien – Historische Arbeitsgeräte, Kunst und Kunsthandwerk, Berlin – Brandenburg 2001, S. 54–57.

60 Zum Sortiment der Orangeriepflanzen allgemein s. *Clemens Alexander Wimmer*, Die Pflanzenbestände der Orangerien, in: Der Süden im Norden (wie Anm. 1), S. 14–19; *ders.*, „Von denen Lust- und Blumen-Bäumen“. Das Kübelpflanzensortiment in Renaissance und Barock, in: Allerley Sorten Orangerie (Schriftenreihe des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e. V. Bd. 3), o. O. 2001, S. 72–87.

61 S. *Johann Leibitzer*, Vollständiger Gartenkalender nach dem vaterländischen Klima und der Natur der Gewächse für Gärtner und Gartenfreunde entworfen..., Wien ²1808, S. 321.

62 *Balsam*, Orangerien – Bauten im Spannungsfeld (wie Anm. 35), S. 339 f.

63 S. *Georg Schrott*, Der Schlüsselbund des Oberboursiers. Zum Spannungsverhältnis von Klausur und Öffentlichkeit(en) in Cistercienserklöstern des 18. Jahrhunderts, in: *Analecta Cisterciensia* 61 (2011) S. 122–144, hier S. 141 f.

64 S. *Saudan-Skiral/Saudan*, Orangerien (wie Anm. 37), S. 46–49; *Gröschel*, Großer Herren Vergnügen (wie Anm. 6), S. 173–189, hier S. 179 f.

65 Beispielsweise enthält das in der Stiftsbibliothek vorhandene „Neue Saltzburgische Koch-Buch“ allerlei Vorschläge zur Zubereitung von Zitrusfrüchten; s. *Haager Conrad*, Neues Saltzburgisches Koch-Buch/ Für Hochfürstliche und andere vornehme Höfe/ Clöster/ Herren-Häuser/ Hof- und Hauß-Meister/ Köch und Einkäuffer..., Augsburg 1718 [Register!].

66 S. *Martina Junghans*, Das Fresko der Orangerie von Kloster Bronnbach, in: Wertheimer Jahrbuch 1990 (1991) S. 147–166; *dies.*, Die Orangerie im Kloster Bronnbach, in: Natur hinter Glas. Zur Kulturgeschichte von Orangerien und Gewächshäusern. Beiträge zur Jahrestagung des Gamburger Forums für Kulturforschung im Kloster Bronnbach September 2002, hrsg. von Jürgen Landwehr (Kulturlandschaft – Landschaftskultur 1), Sankt Ingbert 2003, S. 11–26.

67 S. *Wolfgang Wiemer*, Die Gärten der Abtei Ebrach, Berlin 1999, S. 69–77; *Norbert Nordmann*, Orangerien zwischen Bamberg und Coburg (Die Hassberge), in: Orangeriekultur im Herzogtum Sachsen-Gotha (Orangeriekultur 8), Petersberg 2013, S. 211–224, hier S. 218–220.

68 S. *Niemann*, Pflanzen und Gartenliteratur (wie Anm. 56).

69 S. *Tilmann Breuer/Christine Kippes-Böschel/Peter Ruderich*, Die Kunstdenkmäler von Oberfranken. Stadt Bamberg. Immunitäten der Bergstadt. 4. Michelsberg und Abtsberg (Die Kunstdenkmäler von Bayern. Regierungsbezirk Oberfranken V/3.4), Bamberg u. a. 2009, S. 446/448/453–455; *Nordmann*, Orangerien zwischen Bamberg und Coburg (wie Anm. 64), S. 212 f.

70 S. *Monika Frenzel*, Gartenkunst in Tirol von der Renaissance bis heute. Historische Gärten in Nord-, Ost- und Südtirol, Innsbruck – Wien 1998, S. 119–121.

71 S. *Doris Gretzell/Bertram Chiba*, Hinter Mauern und Zäunen. Die Gärten des Stiftes Zwettl (Zwettler Zeitzeichen 11), Zwettl 2006, S. 33–45.

72 S. *Schrott*, Caffeebaum und Pomerantzen (wie Anm. 55), 21–35.

73 Zu den möglichen Motiven klösterlicher Orangeriekultur siehe ausführlicher ebd., S. 63–100.

74 Ähnlich schlichte Bauformen waren beispielsweise auch in den schon erwähnten Klöstern Bronnbach und Michelfeld zu finden.

75 Zum Klostergarten von St. Peter im 18. Jahrhundert s. *Gerald Hirtner*, Stift St. Peter in Salzburg. Kulinarische Öffentlichkeit(en) in St. Peter, in: Rathaus – Kirche – Wirt, hrsg. v. Gerhard Ammerer/Thomas Weidenholzer, Salzburg 2009, S. 117–132, hier S. 127.

76 S. dazu beispielsweise *Claudia Gröschel*, Von der Orangerie zum Glashaus, in: Der Süden im Norden (wie Anm. 1), S. 48–55; *Ana-Stanca Tabarasi-Hoffmann*, Gärten der Philosophie und Ästhetik, in: Schweizer, Stefan/Winter, Sascha (Hgg.): Gartenkunst in Deutschland. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Geschichte – Themen – Perspektiven, Regensburg 2012, S. 390–403; *Sonja Geurts*, Pflanzenkunde und Pflanzensammlungen in der Gartenkunst, in: ebd., S. 540–560, hier S. 548–554.

77 S. Abt Dominikus Hagenauer. Teilband I und II (wie Anm. 40), S. 34/99/146/303/344/431/477/525/646/688/734/986/1041/1125/1179/1240.

78 Eine Geschichte des vormodernen Zitrushandels im Land Salzburg muss erst noch geschrieben werden; siehe allgemein *Johannes Pommeranz*, „Schöne Zitron und Appelsina“. Die Anfänge des transalpinen Zitrushandels und seine Bildquellen, in: Die Frucht der Verheißung (wie Anm. 22), S. 307–335.

79 Abt Dominikus Hagenauer. Teilband II (wie Anm. 40), S. 734/1041.

80 Zur kulinarischen Verwendung von Zitrusfrüchten in der Frühen Neuzeit s. *Karin Kranich*, „Wie mann ein hecht inn limonij macht“. Zitrusfrüchte in frühen Kochrezepten als Spiegel des Kulturtransfers, in: Die Frucht der Verheißung (wie Anm. 22), S. 374–388, hier S. 380–385.

81 Mein herzlicher Dank für intensive Beratung und Betreuung gilt Herrn Mag. Dr. Gerald Hirtner, Stiftsarchiv Sankt Peter, und Frau Mag. Sonja Führer, Stiftsbibliothek Sankt Peter. Für die Unterstützung bei der Interpretation der Baupläne danke ich Werner Fingerhut, Sprockhövel (Deutschland).

Anschrift des Verfassers:

Dr. Georg Schrott

Im Brahm 39

45549 Sprockhövel

Deutschland

Georg.Schrott@web.de

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 2014 und 2015

Band/Volume: [154-155](#)

Autor(en)/Author(s): Schrott Georg

Artikel/Article: [Orangeriekultur im Salzburger Benediktinerstift St. Peter - ein Sonderfall? 279-299](#)